

Matthias-Johannes Fischer

Ich schulde Dir alles

Erzählung

Chicago Central Trust



„Ich schulde dir alles ...“

Erzählung

Sie lernten sich im Humboldt Park kennen, im Sommer 1994. Die Hitze hing zwischen den Backsteinfassaden wie eine Eisenschmelze - alles war möglich und nichts würde bleiben. Die Division Street war ihre Ach-se. An der Western Avenue flatterten Puerto-Rican-Flaggen über der Kreuzung, rot, weiß und blau gegen den Himmel. Auf den Treppenstufen saßen Männer mit Plastiktüten voller Bier. Autos mit offenen Fenstern schoben Basslinien über den Asphalt. Crack war noch nicht verschwunden, die Gangs auch nicht. Die Police District 14 patrouillierte langsam, als wäre Zeit ein dehnbarer Stoff.

Macheath - damals nannten alle ihn noch Mackie - trug ein ausgebleichenes Bulls-Shirt. Er war siebzehn und hatte diese Art zu gehen, als gehörte ihm der Block, oh-ne dass er je etwas besessen hätte. Sein Vater fuhr nachts Taxi, seine Mutter kassierte im Dominick's an der North Avenue. Geld war kein Traum, Geld war Sauerstoff.

Jenny stand vor dem Waschsalon an der Rockwell Street, eine Zigarette zwischen den Fingern, obwohl sie nicht rauchte. Sie war sechzehn, ein Jahr jünger als er, und hatte diese Ruhe im Blick, die nichts mit Naivität zu tun

hatte. Ihre Mutter putzte in Downtown Büros. Ihr Stiefvater verschwand oft für Tage. Jenny wusste früh, dass Abwesenheit einen stillen Verlust bedeutet.

Sie kamen ins Gespräch, weil Macheath ihr Feuer gab.

„Du wohnst hier nicht“, sagte sie.

„Doch“, antwortete er. „Nur nicht für immer.“

Das war der Satz, der sie zusammenbrachte.

In jener Nacht, als ein Gewitter vom Lake Michigan her aufzog, liefen sie zum Ufer. Sie nahmen die Blue Line bis Damen, stiegen in den Bus Richtung Osten, gingen den Rest zu Fuß durch Bucktown und Wicker Park, das damals noch nicht nach Bio-Bäckerei roch, sondern nach feuchtem Holz und alten Bars.

Sie lagen im Sand am North Avenue Beach, die Skyline von Downtown vor sich, das Wasser hinter sich, und zwischen ihnen dieses pochende Gefühl, dass die Kindheit bereits zu eng geworden war. Hinter ihnen rauschte der Lake Michigan dunkel und unendlich. Das Hancock Center vor ihnen wie eine schwarze Nadel, das Licht der Hochhäuser in Gold und Glas. Der Wind war warm, das Wasser dunkel.

„Glaubst du, die da oben sind anders als wir?“, fragte Jenny und deutete auf die Hochhäuser.

Macheath schüttelte den Kopf. „Die haben nur früher angefangen.“ Er sagte es wie eine Theorie. Sie verstand es als feste Erkenntnis.

Die Luft war elektrisch vom Gewitter, das draußen über dem See hing. Blitze zuckten weit entfernt, lautlos. Der Wind hob Jennys Haar an. Macheath spürte zum ersten Mal nicht nur ihre Nähe, sondern ihre Entschlossenheit. Es war nicht bloß Begehren. Es war Neugier. Sie wollten wissen, wie es sich anfühlt, erwachsen zu sein. Nicht, weil jemand sie drängte. Sondern weil sie glaubten, dass Lust ein Übergang sei – eine Tür, die man öffnet und hinter der alles klarer wird.

Jenny küsste ihn zuerst. Kein Zögern. Kein Lachen. Ihre Körper tasteten einander ab wie Landkarten. Vorsichtig suchend. Sie wollten verstehen. Wo beginnt Nähe? Wo endet Angst? Wo hört das Spiel auf und wo fängt Ernst an? Macheath dachte einen Moment lang an seine Mutter, an die kleine Küche in der Wohnung, an Rechnungen auf dem Tisch. Jenny dachte an die schmalen Flure ihres Hauses, an das Schweigen ihres Stiefvaters. Als sie sich schließlich ineinander verloren, war es weniger Sturm als Entscheidung.

Die Welt schrumpfte auf Atem und Haut und Herzschlag. Für einen Augenblick fühlte es sich an, als hätten sie etwas überwunden – als wären sie schneller gewesen als die Zeit. Danach lagen sie nebeneinander, der Sand kühlte ihre Haut, das Gewitter kam näher.

Zuerst kein Wort. Es war Jenny, die schließlich sagte: „Jetzt sind wir nicht mehr Kinder.“ Er nickte. Doch mit dem Erwachen kam keine Unschuld zurück. Stattdessen

kam Klarheit. Erwachsen sein bedeutete nicht Freiheit. Es bedeutete Verantwortung. Risiko. Einsatz. Sie sahen hinüber zur Skyline. Plötzlich wirkte sie nicht mehr nur romantisch, sondern rechnerisch. Fenster wurden zu Büros. Lichter zu Gehältern. Türme zu Kontoständen.

Sie hielten einander noch eine Weile fest. Nicht aus Romantik, sondern aus einem seltsamen Schwur heraus. Als hätten sie gemeinsam eine Linie überschritten.

Mit dem Gewitter kam Regen. Sie rannten lachend durch die Nacht, zurück Richtung Bus. Unter dem Lachen breitete sich etwas Neues aus. Sie hatten die Tür geöffnet. Und dahinter lag keine Märchenwelt. Sondern Chicago.

Jenny sagte leise, neben ihm im Bus sitzend: „Wenn wir hier raus wollen, brauchen wir Geld.“ Der Satz war kein Traum mehr. Es war eine Strategie. Macheath nickte. „Dann holen wir es uns.“

Es wurde ein Rennen. Jenny war die Erste, die begriff, wie schnell man in dieser Stadt verdienen konnte, wenn man bereit war, sich selbst als Einsatz zu setzen. Mit siebzehn jobbte sie in einer Bar in Wrigleyville, lächelte älteren Männern zu, lernte Drinks, Namen, Preise. Ein Stammgast nahm sie mit nach Cicero, zeigte ihr eine Welt aus Hinterzimmern und Versprechen. Es ging nicht sofort um alles. Es ging um Trinkgelder, um kleine Gefälligkeiten, um „Private Partys“. Sie war klug. Sie

rechnete. Sie verdiente mehr in einer Woche als ihre Mutter im Monat.

Macheath dagegen saß tagsüber im Klassenzimmer des Community College und abends über Bewerbungen. 1996 bekam er einen Platz im Ausbildungsprogramm der Great Lake Savings, einer konservativen Bank mit Marmorboden in der Monroe Street. Er trug plötzlich Anzug. Lernte Bilanzen. Sprach von „Asset Allocation“, als sei das ein Zauberspruch. Er verdiente 1.200 Dollar im Monat.

Jenny lachte, als sie ihm das erste Mal einen Umschlag mit fünftausend Dollar zeigte. „Du bist zu langsam, Mackie.“

Er lächelte zurück, aber es brannte. „Warte ab.“

Im Juli 1998 fuhren sie gemeinsam zum Chicagoland Speedway nach Joliet. Die Strecke war neu, Betonoval in der flachen Prärie, Tribünen wie ein offenes Maul. Es roch nach Benzin und Sonnencreme. Motoren heulten, als würde die Erde selbst beschleunigen.

Sie saßen weit oben. Unter ihnen schossen die Wagen vorbei, rot, blau, gelb - ein Kreis aus Geschwindigkeit.

„Siehst du?“, rief Jenny gegen den Lärm. „Es geht nur darum, wer zuerst vorne ist.“

Macheath sah nicht auf die Wagen, sondern auf die Boxengasse.

„Nein“, sagte er. „Es geht darum, wer am Ende noch fährt.“

Sie verstanden einander nicht mehr ganz. Jenny trug jetzt schmale Sonnenbrillen aus Mailand, deren Preis sie auswendig wusste. Sie bewegte sich nicht mehr durch Humboldt Park, sondern durch River North, wo die Gehwege sauberer waren und die Türen schwerer.

An jenem Abend, als die Sonne hinter den Tribünen versank und die letzten Runden liefen, sagte Jenny plötzlich: „Ich kann nicht warten, bis du aufholst.“

Er nickte. „Dann warte nicht.“

Sie küsste ihn zum Abschied zwischen Bierbechern und Staub. Kein Drama. Nur Geschwindigkeit.

Kennengelernt hatte sie ihren Neuen im „Midnight Ledger“ an der Hubbard Street - einer Bar, in der die Gläser dünn und die Stimmen gedämpft waren. Sie arbeitete dort zunächst nur hinter dem Tresen. Schwarzes Kleid, zurückgebundenes Haar, Blickkontakt exakt dosiert.

Er fiel ihr sofort auf: kein lauter Banker, keiner mit zu viel Gel im Haar. Maßgeschneiderter Anzug, Uhr ohne Logo, Schuhe, die nicht glänzten, sondern matt schimmerten. Er bestellte Bourbon, bezahlte bar, ließ das Wechselgeld liegen, ohne es zu betonen.

Am dritten Abend setzte er sich näher an den Tresen.

„Sie gehören nicht hierher“, sagte er ruhig.

„Doch“, antwortete sie. „Ich arbeite hier.“

Er lächelte. „Nein. Ich meine das Viertel.“ Sie wusste, was das bedeutete. Eine Einladung, kein Kompliment.

Sie lernte schnell. Männer wie er wollten nicht einen Körper - sie wollten Illusion. Diskretion. Bestätigung. Eine Frau, die zuhörte, die verstand, wann sie schwieg, wann sie lachte, wann sie eine Hand kurz auf einen Ärmel legte.

Er wohnte in Oak Brook, in einem Haus mit Auffahrt, Sicherheitssystem und Kunst an den Wänden, die mehr kostete als ihre gesamte Kindheit. Beim ersten Besuch führte er sie durch das Wohnzimmer wie durch eine Ausstellung.

„Was trinkst du?“

„Champagner“, sagte sie, ohne zu zögern. Sie hatte gelernt, nie klein zu bestellen.

Er behandelte sie korrekt. Fast höflich. Keine Grobheit, keine Eile. Aber immer mit diesem unausgesprochenen Wissen, dass er zahlte - und damit definierte.

Beim nächsten Treffen sprach sie über Geld. Nicht direkt. Nicht plump.

„Ich habe ein Apartment gesehen“, sagte sie beiläufig. „Mit Blick auf den Fluss. Man sieht von dort die Lichter der Brücken.“

Er fragte nicht nach der Miete. Er fragte: „Wie viel?“ Sie nannte eine Summe, die sie sich zuvor dreimal über-

legt hatte. Hoch genug, um ernst genommen zu werden. Niedrig genug, um nicht gierig zu wirken. Er nickte nur.

Von da an wurde sie präziser. Sie vereinbarte Tage, nicht Nächte. Zeitfenster, nicht Spontanität. Sie ließ sich fahren, nicht abholen. Sie nahm Umschläge an, ohne sie vor ihm zu öffnen. Sie begann, Summen zu vergleichen. Was zahlt ein Anwalt? Was ein Bauunternehmer? Was ein Fondsmanager? Sie lernte, dass Männer in besseren Vierteln nicht über Gefühle verhandelten - sondern über Bedingungen.

Einmal versuchte er, den Betrag zu drücken: „Du bekommst doch schon genug.“

Sie sah ihn ruhig an. „Genug von wem?“ Er schwieg. Er zahlte.

Ihr Körper war ihr Einsatz, ja. Aber sie bestimmte den Kurs. Sie verstand, dass Nähe eine Dienstleistung war, kein Geschenk. Dass Aufmerksamkeit wertvoller sein konnte als Berührung. Dass Abwesenheit den Preis erhöhte.

Sie zog in ein Apartment in der Nähe des Chicago River, Glasschiebetüren, Balkon, Blick auf die Wabash-Brücke. Nachts spiegelten sich die Lichter im Wasser wie flüssiges Gold. Sie kaufte keine Designerhandtaschen - sie zahlte die Miete für sechs Monate im Voraus.

Ihr Vorsprung wuchs. Nicht weil sie schneller rannte. Sondern weil sie begriffen hatte, dass man in dieser Stadt nicht mit Moral gewinnt - sondern mit Kalkül.

Die Bank roch morgens nach Papier, Teppichreiniger und Kaffee aus der Kantine im Untergeschoss. Die Great Lake Savings war kein spektakuläres Institut. Von außen solides Mauerwerk. Drinnen polierte Messingschilder. Kunden, die mit leeren Taschen kamen und mit hohen Zinssätzen gingen. Macheath saß im zweiten Stock zwischen Aktenschränken und Röhrenmonitoren. Immer noch weiterlernen im Finanzsystem. Kreditanträge prüfen. Kontobewegungen abgleichen. Überträge kontrollieren.

Am Anfang machte er es wie alle anderen - mit Taschenrechner, mit Notizen am Rand, mit angestrenzter Stirn. Doch nach einigen Monaten geschah etwas Merkwürdiges. Er bemerkte, dass er nicht mehr rechnen musste. Er sah eine Zahlenreihe - und wusste, dass sie falsch war. Nicht, weil er den Fehler berechnet hatte. Sondern weil das Muster nicht stimmte. Wie ein schiefer Ton in einem Musikstück. Er schlug eine Akte auf. Es ging um einen Subunternehmer aus Cicero. Baugewerbe. Eine Kolonne von monatlichen Kontoständen. Sein Blick blieb an einem abweichenden Ergebnis hängen. Es dauerte keine Minute, bis er einen Zusammenhang sah: Ein einzelner Zahlungseingang hatte sich gegenüber den Vormonaten deutlich erhöht, verzehnfacht. Einfach eine Null mehr. Sehr auffällig gegenüber dem Durchschnitt. Er meldete es seinem Ausbilder. „Zufall“, sagte der. „Das kommt vor.“

Aber Macheath wusste, dass es an dieser Stelle keinen Zufall gab. Zahlen waren nicht chaotisch. Menschen waren es, aus Leidenschaft, aus Gier. Mit der Zeit begann er, Tabellen nicht mehr als Daten zu lesen, sondern als Landschaften. Er konnte mit einem Blick sehen, ob etwas organisch gewachsen war - oder konstruiert. Ein Konto, das jeden Dienstag exakt denselben Betrag einnahm. Eine Firma, deren Ausgaben immer am Monatsende auf runde Beträge fielen. Ein Kredit, der nie vollständig genutzt wurde, aber immer knapp unter der Prüfgrenze blieb. Seine Kollegen brauchten Stunden. Er brauchte Sekunden.

Manchmal saß er vor dem Bildschirm und ließ die Zahlen einfach auf sich wirken. Sie bewegten sich nicht - und doch ordneten sie sich in seinem Kopf. Linien entstanden. Knotenpunkte. Wiederholungen. Er spürte da-bei eine seltsame Ruhe. Kein Lärm. Kein Gefühl. Nur Struktur.

Lucy, eine Auszubildende wie er, sagte einmal zu ihm: „Du hörst mir nicht zu.“

Er sah sie an, als müsse er aus seinen Gedanken kurz zurückkehren.

„Doch“, sagte er. „Ich sortiere nur.“ Er meinte es nicht böse.

Mit jedem Monat wurde die Welt für ihn weniger emotional und mehr funktional. Rechnungen waren keine Geschichten mehr, sondern Systeme. Menschen waren

keine Schicksale, sondern Variablen. Er merkte, dass ihn das beruhigte. Wenn andere von Karriere träumten, träumte er von sauberen Reihen. Von ausgeglichenen Konten. Von Zahlen, die sich schlossen wie Türen.

Und irgendwann erkannte er etwas, das ihn erschreckte - und zugleich anzog: Er empfand fast Lust dabei. Eine kalte Befriedigung, wenn eine Unstimmigkeit aufgelöst war. Wenn ein Muster vollständig sichtbar wurde. Wenn Chaos in Ordnung überging. Er begann, absichtlich komplexe Fälle zu übernehmen. Er suchte Unregelmäßigkeiten. Nicht um sie zu melden - sondern um sie zu verstehen. Zahlen logen nicht. Sie verrieten nur, wer sie benutzte. Und je mehr er erkannte, desto weniger brauchte er Menschen. Das war seine Form des Erwachsenwerdens. Es ging um Kontrolle. Fast krankhaft. Fast schön.

Die Jahre danach sahen sich Macheath und Jenny kaum. Sie rutschte tiefer in die Szene, erst in Edelbordelle in der Nähe der Gold Coast, dann in diskretere Arrangements mit Geschäftsleuten aus dem Loop. Sie wechselte Wohnungen wie andere die Jahreszeiten. Währenddessen pflegte sie noch ihren Kontakt zu ihrem zahlenden Freund aus Oak Brook. Ihr Geld floss schnell - Miete, Kleider, kleine Geschenke für die Mutter.

Macheath wechselte 2001 zur Lakeshore Continental Bank, bekam einen Bonus, dann einen eigenen Kunden-

stamm. Er kaufte Anzüge, eine Eigentumswohnung in Streeterville mit Blick auf den See. Er lernte, dass Macht leise spricht.

Mit Lucy aus dem früheren Banking Training Program besuchte er eine Wohltätigkeitsgala im Drake Hotel an der Magnificent Mile. Die Lakeshore Continental hatte einen Tisch gesponsert. Macheath stand zum ersten Mal zwischen Kristalllüstern und ruhiger Jazzmusik, das Hemd zu steif, der Blick zu wach. Lucy trug ein schlichtes schwarzes Kleid, keine Kette, nur diese selbstverständliche Sicherheit, die aus Häusern mit Vorgärten stammt. Sie sprach über Ausstellungen im Art Institute und sagte irgendwann: „Du klingst nicht wie die anderen Banker.“

„Ich bin auch keiner von ihnen“, antwortete er. Sie lachte. Und er wusste, dass er schneller geworden war.

Einige Wochen später stand er in Browns Haus in Beverly, südlich der 95th Street, wo die Straßen breiter und die Bäume älter waren. Backstein, Veranda, ein akkurat geschnittener Rasen. An der Wand im Flur hingen gerahmte Fotos: Brown in Uniform, Brown vor Streifenwagen, Brown neben Bürgermeister, die wechselten, während er blieb. Chicago Police Department, 7th District, später Deputy Superintendent. Ein Mann, der wusste, wie Macht riecht.

Lucy war die Tochter des Polizeichefs und führte ihn ganz selbstverständlich ins Wohnzimmer. Auf dem

Couchtisch lag die „Chicago Tribune“, daneben ein Aschenbecher, obwohl niemand rauchte. Als die Haustür aufging, war es ihr Vater.

Brown trat ein, breit gebaut, graues Haar, in einer Hand den Mantel, in der anderen eine Aktentasche. Sein Blick maß zuerst Macheaths Schuhe, dann den Handschlag.

„Und was machen Sie, Mr. ...?“

„Macheath. Ich arbeite bei Lakeshore Continental. Firmenkundenbereich.“

Brown setzte sich auf die Couch, ohne die Augen von ihm zu nehmen.

„Firmenkunden“, wiederholte er. „Und was genau machen Sie da?“

Macheath erzählte - nichtsahnend, beinahe stolz. Von strukturierten Krediten für kleine Logistikunternehmen im West Loop. Von Zahlungsströmen über Briefkastenfirmen in Cicero. Von Restaurants in Chinatown, deren Umsätze nicht immer ganz zu den steuerlich ausgewiesenen Verlusten passten. Er sprach technisch, nüchtern, wie man es ihm beigebracht hatte.

Brown hörte nicht die Zahlen. Er sah in die Seele eines Buchhalters.

„Und Sie prüfen das alles selbst?“

„Ich sehe die Konten“, sagte Macheath. „Man erkennt mit der Zeit, was echt ist.“

Brown lehnte sich zurück. Ein kaum merkliches Lächeln.

Zwei Tage später klingelte Macheaths Handy. Eine Nummer ohne Namen.

„Peach“, sagte die Stimme. Kein Vorname, keine Erklärung. „Deputy Brown meint, Sie hätten ein Talent für... Unschärfen. Wir brauchen jemanden, der genauer hin-sieht als die anderen.“ Macheath benötigte für die Jobzusage kein Vorstellungsgespräch. Er hatte eine Referenz, die Brown hieß.

Das Gebäude war neu genug, um noch nach Zukunft zu riechen. Eine Glasfassade, die den Himmel spiegelte. Über dem Eingang in gebürstetem Stahl der Firmenname: CHICAGO TRUST CENTER. Buchstaben so groß, dass sie keinen Zweifel zuließen. Im Foyer öffnete sich ein Raum aus Marmor und Licht. Drei Stockwerke hoch, Glasaufzüge, die lautlos glitten. Ein Wasserbecken mit schwarzem Granitboden. Wachpersonal in dunklen Anzügen, Ohrstöpsel im Ohr. Empfangsdamen mit Tablets statt Telefonhörern. Hier versteckte sich nichts.

Macheath nannte seinen Namen. Ein Blick auf die Liste. Ein Nicken. Im neunzigsten Stockwerk empfing ihn eine Assistentin des Chefs. Vorbei an Türen ohne Namensschilder. Der Arbeitsraum von Peach glich einem modernen Wohnzimmer. Ein riesiger Schreibtisch ohne viel Papier. Ein dünner Bildschirm. Flache Leder-sitzecke, Kunst. Die Fensterfront war eine einzige Glaswand. Unten bewegten sich Menschen wie Zahlen in einer Tabelle. Tolle Aussicht. Keine Differenzen. Diskretion.

Peach empfing ihn lächelnd.

„Willkommen im Herzen der Stadt“, sagte Peach. Maßanzug. Lockere Krawatte. Manschettenknöpfe aus dunklem Onyx. Seine Stimme leise, aber raumfüllend. Ein Gesicht, das weder freundlich noch abweisend war – nur aufmerksam.

„Wir bewegen Gelder“, sagte er ruhig. „Viel davon. Nicht jedes Unternehmen liebt es, wenn jeder Schritt dokumentiert wird.“

Er führte Macheath in einen Raum mit drei Schreibtischen, zwei Bildschirmen, einem Safe in der Wand. Kei-ne Logos, keine Briefbögen. Nur Tabellen.

„Sie kommen aus der Bank?“, fragte Peach. „Sie wissen, wie echte Konten aussehen. Wir brauchen jemanden, der erkennt, wann etwas zu echt wirkt.“

Er öffnete eine Datei. Mehrere Gesellschaften mit Adressen in Schaumburg, Naperville, Cicero. Gleiche Geschäftsführer. Unterschiedliche Branchen. Identische Zahlungsrhythmen.

„Layering“, sagte Peach beiläufig, als würde er über Wein sprechen. „Man schichtet Geld aufeinander, bis es aussieht wie eine Landschaft.“

Macheath schwieg. Er verstand sofort. Das hier war kein Fehler in einer Bilanz. Das war Absicht.

„Ist das illegal?“, fragte er schließlich.

Peach lächelte kaum sichtbar.

„Illegal ist ein Wort für Menschen ohne Anwälte.“

Dann erklärte er es ihm sauber, beinahe pädagogisch: Bargeld aus Clubs in River North, aus Baustellen im West Loop, aus Importgeschäften in Chinatown. Einnahmen, die nicht existieren durften. Rechnungen, die geschrieben wurden, damit etwas verschwand. Kredite, die über Strohleute liefen. Geld, das durch fünf Konten ging und am Ende wie legitimer Gewinn wieder auftauchte.

„Wir stehlen nicht“, sagte Peach. „Wir ordnen.“

Macheath dachte an Lucy. An Browns Fotos in Uniform. An Humboldt Park. An Jenny, die immer schneller geworden war.

„Und was genau soll ich tun?“

Peach schob ihm eine Mappe zu. „Sie werden kleine Differenzen korrigieren. Zeitpunkte verschieben. Überträge plausibel machen. Sie sind offiziell Buchhaltungsassistent. Inoffiziell sorgen Sie dafür, dass niemand merkt, wie schnell wir fahren.“

Er stand auf. Das Gespräch war beendet.

Bevor Makeath ging, sagte Peach noch: „In dieser Stadt gibt es zwei Arten von Macht. Die eine trägt Uniform. Die andere kennt die Kontonummern.“

Peach war kein Vermittler. Peach war ein Architekt.

Draußen auf der Wabash dröhnte die Elevated über Makeath hinweg. Stahl auf Stahl. Ein Kreischen wie beschleunigtes Metall.

Er stellte keine Fragen. Er korrigierte. Er glättete. Er verstand.

Und er wurde schneller. Manchmal fuhr er nachts durch Humboldt Park, vorbei an der alten Rockwell Street. Die Flaggen waren noch da, aber die Mieten stiegen. Cafés ersetzten Bodegas. Die Geschwindigkeit hatte die Richtung gewechselt.

Es war Winter in River North, und die Fenster ihres Apartments beschlugen von innen. Der Mann aus Oak Brook stand hinter ihr und betrachtete die Stadt durch die Glasfront. Unten zog der Chicago River schwarz zwischen den Brücken hindurch, das Licht der Hochhäuser flackerte im Wasser wie gebrochene Versprechen.

„Du solltest öfter lächeln“, sagte er beiläufig. „Du siehst zu ernst aus.“

Jenny drehte sich langsam zu ihm um. Sie trug ein Seidenkleid, das er bezahlt hatte. Auf dem Couchtisch lag ein Umschlag, noch ungeöffnet. Sie wusste bereits, was darin war. Sie erkannte es am Gewicht. Er kam näher, legte die Hände an ihre Hüften. Seine Berührungen waren geübt, besitzergreifend, ohne grob zu sein. Er roch nach Aftershave und altem Geld.

Sie erwiderte die Nähe. Nicht aus Sehnsucht. Nur mit Präzision. Während er sie küsste, dachte sie an den Strand von damals. An den Wind. An das Gewitter über dem Lake. An diesen ersten Moment, in dem Lust eine Erkenntnis gewesen war. Damals hatten sie geglaubt, Erwachsensein sei ein Zustand, der eintritt wie eine

Jahreszeit. Jetzt wusste sie, Erwachsensein ist eine Entscheidung, die man jeden Tag neu verkauft.

Der Mann sprach über ein neues Bauprojekt in Naperville. Über Renditen. Über einen Freund im Stadtrat. Seine Hand glitt über ihren Rücken, als wäre sie Teil der Einrichtung. Jenny hörte zu. Sie nickte an den richtigen Stellen. Sie wusste, wann sie lachen musste. Als er sie schließlich ins Schlafzimmer führte, fühlte sie nicht mehr diese aufgeregte Neugier von damals. Keine Entdeckung. Kein Übergang. Nur Ablauf. Sie war aufmerksam. Sie war anwesend. Sie war perfekt. Und während er glaubte, sie zu besitzen, rechnete sie. Wie lange noch? Wie viele Monate Miete? Welcher nächste Kontakt ergibt sich aus diesem Abend?

Nachher lag er neben ihr, zufrieden, redete von einem möglichen Wochenende in Miami. Sie stand auf, ging ins Wohnzimmer und nahm den Umschlag vom Tisch. Zehntausend Dollar. Sie zählte das Geld nicht zweimal. Sie wusste, dass er nicht knauserte - solange sie die Illusion aufrechterhielt.

Im Spiegel über der Kommode betrachtete sie sich selbst. Kein Mädchen mehr vom Waschsalon in der Rockwell Street. Kein Strand mit Romantik. Kein Gewitter. Sie berührte ihr eigenes Gesicht, als prüfe sie eine fremde Haut. Jetzt wusste sie, Lust war nur die Eintrittskarte. Das Eigentliche war der Preis. Und sie

zahlte ihn jeden Abend - mit etwas, das sich nicht auf ein Konto überweisen ließ.

Jahre später, steht Jenny am Fenster eines Apartments hoch über dem Chicago River. Schnee fällt zwischen den Brücken, die Lichter spiegeln sich im schwarzen Wasser. Sie denkt an den Strand von damals. An das Gewitter. An den Satz.

„Ich schulde dir alles“, hatte er einmal gesagt, halb im Scherz, halb im Ernst, als sie ihm ein Darlehen für seine erste Kautiön gab.

Sie lächelt. Irgendwo in der Stadt sitzt Macheath in einem Büro aus Glas und Stahl, sein Name auf einer Tür in der LaSalle Street. Männer stehen auf, wenn er den Raum betritt. Er spricht von Fonds, von Expansion, von Märkten in Asien.

Jenny glaubt noch immer, dass er eines Tages vor ihr stehen wird, nicht als Junge aus Humboldt Park, sondern als Prinz der Stadt. Und wenn er kommt, wird sie sagen: „Siehst du, Mackie? Am Ende fährt nur einer vorne. Jetzt bist du es.“ Ja, so wird es sein.

Bei der Erzählung „Ich schulde dir alles“ handelt es sich um ein Prequel zum Roman „Geld ist ein Messer“, welcher Aufstieg und Fall des jungen Bankers Macheath im Chicago der Gegenwart beschreibt und sich mit einem schrittweise eskalierenden Finanzskandal beschäftigt. Der Roman stellt eine Hommage an Bertold Brechts „Dreigroschenoper“ dar und erscheint Anfang 2027. Wir werden in „Geld ist ein Messer“ neben Macheath und Jenny ebenso dem Polizeichef Brown, dessen Tochter Lucy sowie dem kriminellen Geschäftsmann Peach wiederbegegnen und neu dessen Tochter Polly kennenlernen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus insbesondere Informationen über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2026 by Matthias-Johannes Fischer
Lektorat: Franziska Fischer

<https://www.mj-fischer.com>